

THEOLOGISCHE REVUE

118. Jahrgang
– Oktober 2022 –

Zierner, Benjamin: Kritik des Wachstumsmodells. Die Grenzen alttestamentlicher Redaktionsgeschichte im Lichte empirischer Evidenz. – Leiden: Brill 2019. 716 S., geb. € 154,00 ISBN: 978-90-04-41061-9

„Der Glanz der Urkundenhypothese zum Pentateuch ist inzwischen verblasst, und die Modelle, nach denen in den Prophetenbüchern parallele Quellen rekonstruiert wurden, spielen kaum noch eine Rolle. Geblieben aber ist der Optimismus, auch ohne äußere Bezeugung die Redaktionsgeschichte [...] detailgetreu rekonstruieren zu können“ (1). Mit dieser Beobachtung beginnt Benjamin Zierner, mittlerweile Privatdozent im Fachbereich AT an der Univ. Halle-Wittenberg, seine groß angelegte *Kritik des Wachstumsmodells*. Diese Arbeit, die 2017 als Habil.schrift ebd. vorgelegt wurde, beschäftigt sich mit der Tatsache, dass seit Generationen in der kritischen atl. Wissenschaft (verschieden enthusiastisch) davon ausgegangen wird, man könne der Endgestalt eines Textes methodisch abgesichert ihre Entstehungsschritte, ihr ‚Wachstum‘, abringen, ganz gleich, dass etwaige literarische Vorstufen dieser Entstehung nirgends eigens erhalten sind. Mit der Vorstellung des Wachstums geht jedoch a priori einher, was aus ihr bewiesen werden soll: Dass Texte primär additiv angewachsen seien – und dieses Wachstum nachvollziehbare Spuren hinterlassen habe. Z. unterzieht dieses Postulat einer ausgiebigen Nachprüfung. Sein Ergebnis: „Es ist [...] an der Zeit, sich von den Axiomen des Wachstumsmodells unwiderruflich zu verabschieden“ (24). Denn die literarische Realität der uns zur Verfügung stehenden vergleichbaren Textzeugen aus der vorchristlichen Antike würden deutlich machen, dass (End-)Texten äußerst häufig ein hochkomplexes Entstehungsgeflecht aus Erweiterungen, Kürzungen, Ersetzungen und Umstellungen zugrunde läge, dessen Endprodukt eher als eine irreversible Neuverschriftung denn als eine (annähernd) nachvollziehbare Fortschreibung zu betrachten sei.

Um dieses Argument zu belegen, geht Z. in seiner Arbeit in drei Schritten vor. In Teil eins klärt der Vf. sein Verständnis des Wachstumsmodells und der Legitimität der diachronen Rückfrage, beleuchtet die Axiome des Modells und seiner Popularität in der atl. Wissenschaft, diskutiert brevierter seine Methodik und führt sodann seine Fragestellung aus. Diese lässt sich als eine Hinterfragung des vorherrschenden Wachstumsmodells anhand empirisch-komparativer Studien zur antiken Schriftkultur verstehen oder besser: Wie historisch wahrscheinlich und häufig sind Redaktionen im Sinne der Axiome des Wachstumsmodells?

Teil zwei nimmt sodann den Hauptteil der vorliegenden Arbeit ein und die genannte Frage auf. Dafür bezieht Z. die zu untersuchenden, repräsentativen Texte und/oder Corpora elegant aus den von R. G. Kratz im TRE-Artikel zur Redaktionsgeschichte genannten Beispiele für eben dieses Wachstumsmodell. Ein Grund für die Dicke des Buches – immerhin 780 S. – findet sich in der den

Hauptteil gliedernden, völlig konsequenten Nachprüfung aller 21 von Kratz genannter Beispiele in zwölf Kap.n. Darunter findet sich das Gilgamesch-Epos, das ägyptische Totenbuch, zahlreiche Vergleiche zwischen LXX und MT und Einblicke in außerkanonische Schriften sowie Parallelfunde vom Toten Meer. Hinzu kommen drei Kap. zu klassischen loci wie dem Vergleich von MT-Pentateuch mit Samaritanus und LXX. Schwerpunkte setzt Z. in der Behandlung der beiden überlieferten Jeremiabücher, wo man wohl intuitiv tatsächlich von einem additiven Prinzip ausgehen könnte. Andere Texte, wie das Genesis-Apokryphon oder 11QT, werden nur kurz behandelt, da sie – wie Z. zeigt – dem Wachstumsmodell bereits auf den ersten Blick völlig zuwiderlaufen.

Nimmt man das Beispiel des Jubiläenbuchs, wird in frappierender Deutlichkeit und grafisch ansprechend präsentiert: „Selbst wenn alle redaktionellen Zusätze ausgeschieden sind, bleibt also nicht die Vorlage [sc. MT-Gen] übrig, sondern nur das, was der Verfasser des Jubiläenbuches davon stehenlassen wollte. [...] Die Redaktion des Jubiläenbuches hat ihre Textvorlage durch Auslassungen, Hinzufügungen, Umformulierungen und Umstellungen so stark transformiert, dass von dieser nur noch unzusammenhängende Fragmente in stark überarbeiteter Form übriggeblieben sind“ (466f). Dieses Ergebnis widerspricht allen vier Axiomen, die Z. im Wachstumsmodell identifiziert.

Aber auch weniger eindeutige Texte wie die Chronik werden von Z. behandelt. In diesem Fall verwendet er gut 50 S. auf den Überlieferungsbefund und die damit einhergehenden Deutungen, auf den Beitrag des Wachstumsmodells in Chr und seine Verhandlung in den einschlägigen Lehrbüchern, in einer recht kritischen Behandlung des aktuellen bibelwissenschaftlichen Textvergleichs im Falle der Chronika und einer abschließenden Würdigung des Textes als empirisches Modell. Ausgehend von seiner Verhältnisbestimmung, dass der Chronik u. a. das Samuelbuch als eklektisch verwendete Quelle vorlag, stellt sich auch hier Z. gegen die klassische Mehrheitsmeinung. Aus seiner Sicht wohl wegen der darin impliziten Ablehnung des dominanten Wachstumsmodells. Z. beschreibt den Befund also im Anschluss an Isaac Kalimi – wie so oft in seinem Buch – als komplex: literarische und chronologische Anpassungen, historiografische Korrekturen, Ergänzungen, Auslassungen, Ersetzungen, Änderungen, Umkehrungen, Umakzentuierungen, usw. Es ergibt sich ein wahrhaft eklektisches Bild. Aufgrund dieses Befundes geht Z. sogar so weit, Chr als beispielhaft für komplexe Entstehungsgeflechte zu bewerten. Ein ähnliches Verhältnis von Sam-Reg zu Chr liege beispielsweise bei der Pentateuchredaktion vor. Leider, so schien es dem Rez., ist dieses Gedankenspiel durch kaum vorhandene, mögliche Parallel-/Quellentexte zum Pentateuch zwar möglich, mehr aber auch nicht. Man meint fast, Z. habe hier ein ähnlich hypothetisches Gedankenexperiment gewagt wie manche Auslegungen, die er in seinem Werk wiederholt kritisiert. Die schier zwingende Konsequenz aus dem Kap. zur Chronik wäre m. E. ohne diese nachklappende Überlegung stärker oder zumindest ähnlich stark gewesen, ist doch dem Impetus, die Genese eines jeden Werkes für sich zu betrachten, völlig zuzustimmen.

Als letztes Beispiel sei noch ein exemplarischer Blick auf Z.s Kap. zu Redaktionsverhältnissen der matthäischen und lukanischen Benutzung von Markus geworfen. Es handelt sich hier – wie in den letzten elf Kap.n des Buches – keinesfalls um einfaches Wachstum, wie Z. schön an einschlägigen Beispielen unter Einschluss von Joh (Jes 40,3 in Mk 1,3 par; Mk 1,7f. par; Mk 1,9–11 par) zeigt. Für ein Wachstumsmodell sei der Befund schlicht zu divergent bzw. die Erklärung mit literarischem Wachstum zu simplistisch. Dennoch müsse wohl bemerkt werden, dass kaum jemand im aktuellen Synoptiker-Diskurs von sturem Anwachsen aus einer Quelle ausgeht. Doch auch das spannende Experiment einer hypothetischen, unter idealen Bedingungen möglichen Rekonstruktion von Mk aus

Q bewertet Z. (im Anschluss an J. A. Weaks) eher negativ. Wer einen hypothetischen Text Mk aus Q rekonstruieren wollen würde (Stichwort ‚Mark without Mark‘), würde wohl nicht mehr als 50% des eigentlichen Markusevangeliums rekonstruieren. Ein simples literarisches Wachstum ist für die Synoptiker im Grunde auszuschließen. Dass freilich der durchwachsene Befund im synoptischen Vergleich besser mit einer Traditionshypothese als mit der Zweiquellentheorie oder einer allgemeinen Urkundenhypothese zu erklären wäre, ohne dass dabei Z.s Argument an Gewicht verlöre, wird leider m. E. zu wenig in Betracht gezogen.

Hat man Z.s tour de force nach knapp 700 S. Schritt gehalten, spannt Z. in seinem dritten Teil einen Ausblick auf die Vielfalt antiker Schriftkultur auf, der nach interessierter Lektüre am Ende fast redundant klingt: Das Wachstumsmodell sei als zu vereinfachend abzulehnen. Alle Neuverschriftung, die in den vielen Beispielen analysiert wurde, zeichne sich durch eine verschriftende Instanz aus, die durch Auswahl und damit im eigentlichen Sinne Kreativität arbeite und Neues schaffe – ein einfaches Anwachsen wie die Jahresringe eines Baumes sei – und nach der Lektüre ist – abzulehnen.

Resümierend kann wohl gesagt werden: Z.s Arbeit überzeugt. Trotz mancher Längen zeigt sich ein eindeutiges Bild auf den Stand des Wachstumsmodells und der Redaktionskritik im Ganzen. Untermuert durch hohe sprachliche wie literarische Sachkompetenz gelingt es dem Vf. eine bisweilen völlig klare Argumentation zu verfolgen, stringent den Texten nachzuspüren und durch Tabellen und Bilder leserfreundlich aufzubereiten. Wenngleich an mancher Stelle im zweiten Teil eine größere Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur wünschenswert gewesen wäre, nimmt dies Z.s Werk nichts. Ein guter Satz und saubere Bindung verstärken diesen Eindruck. Corrigenda sind fast nicht aufgetaucht.

Die zu besprechende Arbeit stellt keine kategoriale Absage an die Legitimität von Redaktionskritik/Redaktionsgeschichte dar. Sie zeigt – wie bereits der Untertitel deutlich macht – ihre Grenzen, ja Fehlleistungen und verfehlte Axiomatik auf. Sie ist eine lange vom Rez. als nötig empfundene Problemanzeige, aber sie kann und will auch keine grundsätzlich alternative Methodik vorstellen. Und doch: Wer der Komplexität der vorgestellten Argumentation folgt, sieht die Konturen einer revidierten, historischeren und damit sachdienlicheren Redaktionskritik am Horizont: komplexere Entstehungsgeflechte, weniger vorbestimmte Denkmuster, klarere Fokussierung auf die Einzeltexte, vorsichtigeren Hypothesenbildung. Dass eine derart modifizierte Redaktionsgeschichte zwar oft – wie immer bei historischen Aussagen – in Wahrscheinlichkeitsaussagen oder mancherorts gar völligem Schweigen verharren werden wird, ist offensichtlich; dass eine solche Neujustierung und mögliche Zurückhaltung aber vielerorts einer historisch verantworteten Bibelwissenschaft besser Rechnung trägt als der Status Quo, eben auch.

Über den Autor:

Magnus Rabel, MTh, Doktorand an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich (magnus.rabel@uzh.ch)